III. Jahr Heft 8

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Franz Baumgartner: Vom Wort und den Symbolen / Theodor Däubler: Goldene Sonette / Hermann Wagner: Liebesspiel / Hugo Neugebauer: Schwellenlieder / H. Marno: Betrachtungen über Strindberg / Georg Trakl: An meine Schwester / Isidor Quartner: Abend / Carl Dallago: Die Verlorenheit der Größe / Carl Dallago: Sonnenuntergang am Gardasee / Hans Janowitz: Ein tschechisches Novellenbuch / Karikaturenfolge 56: Max von Esterle: Ein Friedensdenkmal für die Valsugana.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Jänner 1913 Heft 8

Vom Wort und den Symbolen / von Franz Baumgartner

Einer der getreuesten, gewaltigsten und reichsten Helfer mühsamer Menschenentwicklung war seit jeher: das Wort. Aber es mehrte sich die Zahl der, die ihm, zu unserem Schaden, eine Führerschaft aufdrängen wollen in Dingen, die es nicht beherrscht. Die es zwingen wollen, sich verhimmeln zu lassen, was es doch nicht will. Die ihm Allmächtigkeit vorschmeicheln, während es innerlich weiß, daß ihm bei all seiner Vielgewalt und Kostbarkeit doch Grenzen gezogen sind.

Ich will ihm helfen, diese seine Grenzen in Erinnerung zu bringen. Denn helfen will es uns und nicht sich brüsten. Und Hilfe tut uns not, nicht Götzendienst.

Das Wort ist nicht allmächtig!

Kennen wir nicht genugsam die Not des Genies? Des Sehers, des Künstlers, des Philosophen, des Wissenschafters, des Technikers; die Verzweiflung der Zu-früh-Geborenen? Der Verlachten und Vergessenen und Gekreuzigten? Warum? Manche unter ihnen, Seher, Dichter, Philosophen, waren doch Wortgewaltige! Und doch!

Warum haben die Lahmen für den Gesunden nur Spott? Kann man dem Blindgeborenen das Leuchten der Farben sagen, dem Taubgeborenen die Süßigkeiten der Töne? Dem Kaltsinnigen das blühende Fleisch aller Sinnlichkeit?

— Jede Predigt vom Wert der Geſundheit verblaßt vor dem Elend wirklich durchlebter Krankheiten. „Fauſt“ in der Hand eines Kindes iſt ein Stoß Papier.

Ueberall: Das Wort iſt da; doch das Verſtändnis nicht. Das birgt ſich eben nicht in der Sprache. — Wir ſehen, wo es ſich birgt: Dem Seefahrervolk der Griechen war die Odyſſee mit ihren Schiffbrüchen und Stürmen und Gefahren und Abenteuern voll Lebendigkeit. Den Sklaven und Mühſeligen und Zertretenen war die Religion des gekreuzigten Zimmermannsſohnes Botſchaft des Heils. — Nicht die Worte der Apoſtel verbreiteten das Chriſtentum; das Elend, die Verzweiflung der Leute an ſich ſelber, das Erſticken der „Armen im Geiſte“ taten es.

Das Wort iſt es nicht; Alles aber iſt: Mitgemacht-haben.

Ich denke an das Leſen eines Buchs, an das Anhören eines Vortrags oder einer Bühnenvorſtellung. Manches „packt“, anderes „läßt kalt“. Wie kann das jedesmal Gleiche, wie können Worte ſo verſchieden wirken? — Das packt, was man am eigenen Leibe ſpürte.

Mit der Sprache iſt's wie mit den Tönen der Stimmgabeln. Die gleichtonigen ſchwingen miteinander mit, wenn ihrer eine zu tönen beginnt. Die andern bleiben ſtumm. So ſchwingen, wenn von etwas die Rede iſt, in einer Anzahl der Hörer gleiche und ähnliche Erlebniſſe mit; die Leute verſtehen. In den anderen bleibt es ſtumm. Die wiſſen mit dem Vernommenen nichts anzufangen.

Das Wort iſt nur das, was wir auf Suche ſchicken nach Gleichgeſtimmten. Das Gleichgeſtimmt-ſein aber, das Mich-verſtehen, iſt nicht mein Werk, nicht meines Wortes Werk. Es iſt Ergebnis und Ausdruck gleichen Erlebt-habens.

Man wird mir einwenden: Ich kann doch Gleichgeſtimmtheit, Verſtändnis erzwingen; ich kann doch überreden, hinreißen, begeiſtern. — Gewiß! Doch iſt die Sache umge-

kehrt zu nehmen! Nur die kann ich hinreißen, die mich verſtehen, in denen ich gleichgeſtimmte Saiten anſchlage. Nicht das Wort reißt hin und nicht der Mann: Nur das läßt mich hingeriſſen werden, daß der mir meine eigenen Gedanken ſagt, daß der mir das, was mir tief im Herzen ſaß, zur Klarheit emporzurücken wußte. Daß der von mir den Druck meiner Denk- und Herzensbekümmernis zu nehmen vermochte. — An mir zieht der dort mich zu ſich hinüber. Er bleibt mir immer fremd. Nicht: er begeiſtert mich; ſondern: ich begeiſtere mich für ihn; für das Gleiche in uns. —

Erzwingen kann ich Gleichgeſtimmtheit, Verſtändnis nicht; ich kann nur ſein Vorhandenſein feſtſtellen. — Das iſt die Not aller jener trotz ihrer Wortgewalt zu früh Geborenen.

Nie iſt das Wort Bringer des Verſtändniſſes. — Das Wort ſiebt nur die Gleichverſtehenden aus einer Maſſe aus. Es ſchließt nur dieſe Gleichverſtehenden zuſammen. Es bringt nur Ordnung bezüglich dieſes Verſtehens in die Menge; denn es ſcheidet Verſtehende von Nichtverſtehenden.

Nur die Schon-Wiſſenden verſtehen ein herankommendes Wort. —

Ich habe etwas geleſen oder gehört und will es „verſtehn", es in mir griff- und tatbereit machen. Es muß erſt Geiſt von meinem Geiſte werden.

Das Herangekommene ſind Worte. Ich zerteile ſie und zerlege ſie. Ich grüble. Ich ſuche. Tief in mir. Es quält und wühlt. Ich fingere an ihnen nach dem meinem Erleben Gleichen, Aehnlichen, Analogen. Zerrende Unruhe. Endlich Erlöſung. So war's. Das habe ich ſchon durchgemacht, ich ſchon einmal gedacht. Jetzt wird mir klar, was der da meinte. Ich „verſtehe". — So iſt's ja jedem ergangen: Nach einem Buch, nach einem Vortrag; wenn einem „ein Wort auf der Zunge liegt", bei eigenem Gedankenſuchen.

Ein raſches Beiſpiel: Ich, ein Oeſterreicher, ſah unlängſt

in Berlin Militär, Mannſchaft, verſchiedentlich beim Exerzieren, beim Marſchieren durch die Stadt, beim Poſtenſtehn, beim Bummeln in den Straßen. Der Eindruck: Strammheit; mehr: Maſchinenmäßigkeit. — Irgend etwas ließ mir keine Ruhe. Ich ſuchte. Dieſe Soldaten ſind doch Deutſche! Ich auch. Maſchine ſein müſſen! Ich ſpürte, wie ſich's wehrte in mir. Irgendwo in mir ſagte es, nur verſchwommen hörbar: Das! Wir! Wir Deutſche? Wir, Volk des Individualismus? Wir gerade haben dieſen maſchinenmachenden Drill erfunden für das Soldatenweſen!? Seltſam. Es verließ mich nicht. Seltſam. Ich ging weiter durch die brauſenden Dinge der Stadt. Auf einmal tauchte es auf. Ich hatte die Verbindung: Wir müſſen. Gerade weil wir ſolche Individualiſten ſind, darf gar kein Reſt von Selbſtherrlichkeit ſtehn bleiben in einer Organiſation, die Hunderttauſende, ſelbſt in ihrem Sterben, zuſammenfaſſen ſoll zu einem Werkzeug in der Hand eines Einzigen.

Solches Suchen nennen wir: Denken.

Geſchieht dieſes Suchen mit Worten? — Nein! Tiefer! Worteleer. Worte helfen nichts. Es wird ja auch nicht um Worte gefragt; um eine Weſenheit gehts. Alſo um etwas, wozu das Wort nur eine umſtändliche und dürftige Aufſchrift gibt. Um etwas, das hinter den Worten ſteht. — Worte hätten nicht als Antwort ſich anbieten können. Sie ſind zu arm, zu langſam. Sie müſſen jedes immer erſt einen klein-rechthaberiſchen Prozeß führen zum Erweiſen ihres Amrechten-Platze-ſtehens.

Nur das Hinabſteigen in die unkündbare, unſehbare, alleine, alles-allgegenwärtig-haltende Unmittelbarkeit des eigenen Ich, der eigenen Tiefe, des Selbſterlebten kann Antwort bringen. Man ſieht und fühlt es doch an ſich ſelber, wie das Wort heraufkommt aus etwas tiefer Liegendem, aus dem Das-Weſen-erfaßt-halten. —

Hat nicht jeder ſchon einmal in ſich nach dem Namen eines

Bekannten vergeblich gesucht, während ihm sein Aussehen, seine Beschäftigung, seine Wohnung, der Tonfall seiner Stimme, seine Gesten ganz geläufig, gerade zum Aussprechen gegenwärtig waren. Weiß man nicht, wie bei handwerklichen Arbeiten, sagen wir beim Zusammensetzen eines zerlegten Fahrrads, das viel Aufmerksamkeit erfordert, Augen und Hand und Muskeln denken. Wie man ärgerlich wird über die Unbeholfenheiten eines ungeschickten Helfers, weil sie einen zum Wortsuchen zwingen, wo die Hand schon lange fertig geworden wäre. Wie man erst stotternd nach Worten klauben muß, wenn man aus tiefem Denken aufgestört wird. Wie man nicht augenblicklich von einem Thema zu einem anderen übergehen kann, weil erst dieses wortlose Unnennbare umgestimmt werden muß. Wissen wir nicht von dem „Gefühl" mechanischer Arbeiter für die Fehlerlosigkeit ihrer Werkstücke! Und sie können nicht sagen, wie sie's anstellen, die mangelhaften Stücke zu entdecken. Ist nicht unser tiefstes Erleben, unser tiefstes Versunkensein wortlos: Ich hab dich unsagbar lieb! Könnten wir denn sinngemäße Uebersetzungen liefern, wenn unser Denken an den Worten selbst ängstlich haftete, wenn es nicht, zwischen dem verlassenen und dem zu suchenden Wort im Unaussprechbaren hin und wieder schwebend, den rechten Ausdruck zu finden vermöchte?!

Unser Denken klebt nicht an den Worten. Wir denken mit Auge und Hand und Muskel. Wir denken mehr und tiefer, als Logik und „Verstand" uns zubilligen möchten. — Worte sind bloß dünner Dunst, der aufsteigt aus dem schweren Meere: Denken.

Nur das tausendfache Beisammenfinden von Gedanken und Worten, die sprachliche Unausdrückbarkeit dessen, was hinter den Worten liegt, dessen, worin unsere Gedanken sich bewegen, die billige Schwatzhaftigkeit der Vielen, denen sich Worte in beliebiger Zahl einstellen für jeden fehlen-

den Begriff, die Flachheit der meisten Gedanken, welche diese Versuche, sie in Worte zu übersetzen, anscheinend restlos gelingen läßt, all das verführt oberflächliche Betrachtung dazu, die Augen zuzubehalten und zu sagen: „Gedanke und Wort sind Eines.“ —

Worte sind die Steinchen eines blassen Mosaiks. Jedes ist vom andern getrennt. Keine Uebergänge. An jedem klebt sondernd eine Spur der Mühe des Hersetzens. Nur eines haben sie voraus: man kann sie fassen, sie festhalten. — Wesenserinnerungen aber sind kontinuierlich, lebendig, beweglich, mühelos. Sie tragen alle ihre Mannigfaltigkeiten bei *sich*; eine Heerschau der Ganzheiten. Nur: sie sind dunkel, unsehbar, unfaßbar. Sie selbst kommen nie herauf. Sie sind wie eine zögernde Sonne, die ihre Strahlen nur immer zu ewigem Morgenrot auf den Himmel wirft.

Mir fällt besonders auf: die Worte sind so schwer verschiebbar. Man kann nicht genug rasch die richtigen auf den richtigen Platz bekommen. Sie brauchen zu viel Gesellschaft. Sie haken sich zu stark ineinander ein. Eins allein kann nicht stehn; es fiele um. Wenn man eines loshaken will, muß man zu viele Nachbarn zur Seite drängen, die das Bedrohte zu Hilfe ruft.

Es wird klar.

Ich sehe jetzt das Wesen der Worte. Worte sind: herausgegriffenes Detail. Darum sind sie so unselbständig, so stützebedürftig. Wesenswissen dagegen ist: detailübersätes Ganzes. Genauer: Worte sind nur Abbreviaturen, nur Schlagwörter. Sie belegen bloß einen markanten *Zipfel* eines Erlebnisses, einer wiederaufgetauchten Erinnerung, eines Denkresultats mit einem Namen. Sie sind nur *Merkzeichen* für solch ein großes vielzusammengesetztes *Ganzes*. Man nimmt sich vor oder man bekommt die Mahnung:

falls du dieſen Namen wieder hören ſollteſt, bemüh dich, an ihm das Ganze wieder herbeizuziehen!

Was knüpft ſich doch alles an das Wort „Elternhaus“! Daß es ein Haus iſt und dort die Eltern wohnen, iſt das Wenigſte. Eigene Jugend, allerhand Abenteuer, das Aufwachen von allen möglichen Begriffen, Krankheiten, liebevolles Beſorgtſein, Heiterkeiten, Spiel, Ernſt, Reue, Scham, Verzeihung, guter Rat, Gerüche, beſtimmte Klavierſtücke, Blumen, Bilder, Weihnachtsbaum; all das zuſammen heißt mit dem hervorſtechendſten Merkmal: Elternhaus. Alles jenes andere iſt *mitgemeint*, der Kürze halber aber nicht mitgeſagt. Man verläßt ſich darauf, daß es miterſcheint, wenn man hört: Elternhaus. So, wie man eilig ein Schlagwort notiert, um ſich ſpäter dann ſeiner ganzen Umgebung zu erinnern.

Das Wort ſpielt immer die Rolle des Lockvogels. Dem ſtrömt alles Federvolk der Nachbarſchaft zu. So ſtrömt dem Wort alle die Vielfalt des großen Ganzen zu, deſſen Name es iſt. Worte ſind *Namen*.

Könnten wir denn ſonſt in Bildern ſprechen, Worte in übertragenem Sinn gebrauchen? Wie käme ich dazu, zu einer Koſtbarkeit „Augapfel“ zu ſagen, wenn ich nicht erfüllt wäre von der ganzen vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit deſſen, was ich nach einer ſeiner Einzelheiten mit „Augapfel“ bezeichne. Ich weiß, daß mein Auge das Vielfältigſte für mich leiſtet; daß es empfindlich iſt und behütet werden muß; daß es nicht wiederwächſt; daß es den größten Schaden für mich bedeutete, es zu verlieren. Das *alles* zuſammen trägt die Wortmarke: Augapfel. So kann ich, wenn ſich in irgendeiner anderen Verbindung eines der Glieder dieſer Reihe zeigt, auch dieſes Glied mit Augapfel benennen. — Wie könnten zwei miteinander ſpielende Kinder ſagen „wir ſpielen Pferdchen“, wenn das Wort „Pferd“ nicht ein Name für mehr als für das Tier Pferd wäre,

nämlich auch für: Vorgeſpannt-ſein, Laſt-ziehen, Einem-Kutſcher-gehorchen-müſſen. — Wir ſprechen von Lebensziel, Sturmwidder, ſteinernem Herzen, vom Roſengarten der Liebe. —

Unmittelbare Beſtätigung findet dieſe ſtrenge Scheidung zwiſchen Denken und Wort durch die Erſcheinung der „Wortblindheit", einer Geiſteskrankheit. Einerſeits verſteht ſolch Wortblinder den Sinn des Geſprochenen nicht, anderſeits kann er zwar denken, aber es nicht ſinngerecht ſagen. —

Ich komme von innen her, von mir ſelbſt aus, zu dieſen Ergebniſſen. Scharfſinnige Beobachter ſind aber gerade dabei, auch von außen her daran heranzukommen. Denn ſie ſind am Wege, zu zeigen, daß auch die Tiere denken, ohne daß ſie eine Sprache beſäßen. (Herrn K. Krall's-Elberfeld Buch: Denkende Tiere. Der kluge Hans und meine Pferde Muhamed und Zarif.) —

Nie liegt's am Wort. Immer an mir. — Das Wort für ſich iſt arm, ein bettelnder Landſtreicher. Aber er wohnt jetzt in meinem Haus. Aus deſſen Fenſtern und Türſpalten ſchimmert Leuchten und Glanz in die Nacht. — Und das halten die Vorübergehenden für den Reichtum des Wortes . . . .

Wort birgt kein Verſtehen. Wort iſt nicht Denken.

* * *

Das Wort iſt ein Name. Ein Rufname.

Rufname! — Wie oft geſchieht uns das, dies Gerufenwerden und dies Rufen: zu einer Melodie fällt uns der Text von ſelber ein. Der Duft reifenden Korns ruft nach Sonne und Wald und Berg und Freiheit: Ferienzeit. Der Anblick einer Baumgruppe auf freiem Feld läßt Kindheitserinnerungen aufwachen. Es gibt ſo viele ſolche Rufer.

Und wir wiſſen das. Wir haben begriffen: Unſer

Gedächtnis antwortet auf einen gezeigten Teil mit der Hervorbringung des Ganzen. — Während einer Besprechung machen wir einen Sacktuchknoten, sodaß er zum Teil des Besprochenen wird. Er ruft dann die Erinnerung des Ganzen nach sich. Wir gehen denselben Weg wieder, auf dem uns das nun Vergessene einfiel. Wir streichen Absätze des Gelesenen an. In Mutters Gebetbuch liegen vergilbte Rosenblätter. Wir machen Notizen, wir werfen Skizzen hin. Der Turist photographiert; für die Leere seines Büros.

Steigt es nicht auf?! Gewaltig, in breiter, langer Reihe! Wacherhalten! — Der Naturforscher und Mathematiker hält sein Beobachtet-haben sich wach durch Formeln. Der Geograph seine Erkundungen durch Karten. Der Erfinder seine Ideen durch Pläne und Modelle. Der Künstler seinne Stimmungen, sein Ergriffensein, sein Verzweifeln, sein Zärtlichsein, seine Erhabenheiten durch Gedichte, Dramen, Bilder, Statuen, Symphonien. Der Mystiker sein Erschauern durch kabbalistische Zeichen. Das Volk die Erinnerung seines Erlebens: seiner Helden und Erhebungen, durch Denkmäler und Preislieder. — Ins Wache rufen! Wach bleiben lassen!

Dazu all dies: Diese Formeln, diese Modelle, diese Kunstwerke, diese Zeichen! Sie sind wie der Taschentuchknoten, sie sind wie das Wort: Rufnamen.

O Weite und Tiefe! —

Alles um uns vergeht. Unsere Väter sind gestorben in Schmerzen und ihr Leben blieb unerfüllt und arm und glücklos. Die Taten, die sie hätten tun wollen und deren Schaffensfeuer in ihnen brannte, blieben ungetan. Alle Sonnentage vergehn. Alle Erschütterungen, alle Freuden, alle Schmerzen, alles Erschauen, alles Durchdrungensein, alles Wissen, alles Erleben verrinnt und zergeht. — All dies Verlieren ist Schmerz und Tod und völlige Vernichtung.

Das ist das Eine, das ewig an uns nagt.

Zum andern aber spüren wir unsere freudige Unrast, das Augenblitzen des Noch-nicht-Getanen. Dessen Erschauen und Tun ist Fröhlichkeit, Sinn, Zuversicht, Stärke und Trost. Ist tiefstes, heiligstes Leben. Ist der Menschen Innerstes, ihre Begnadigung, das, woran keiner rühren läßt. Heiligtümer des Lebens sind sie uns: Schaffen, Erkennen, Betätigt-sein, Erleben. Sie sind alle dies Eine, dieses Zumleben-Berechtigende: Erschauen und Tun des Noch-nicht-Getanen.

So heilig ist es uns aber, und Freude und Zuversicht, weil wir es dunkeltief spüren: wir, die wir jetzt leben, wir sind die Erlöser der toten Dinge von ihrem Schweigenmüssen und Einander-fernbleiben-müssen, von der Sinnlosigkeit ihres Kommes und Vergehens. Wir sind das Halt der völligen Vernichtung. Durch uns ist die urewig quälende Sehnsucht gestillt: Die tote Welt und alles Vergehn geht ein in alles Lebendig-sein. — Darum alle die nie genug ergierende Unersättlichkeit eines jeden Ich. Darum alle die Freude des Wissensbesitzes. Darum all unsere Beglücktheit, all unsere Verzückungen, unser Zufriedensein mit uns selber im Schaffen und Erkennen und Tun und Erleben.

Die Dinge drängen nach uns und wir nach den Dingen. Sie selber müssen ewig außer uns bleiben. In uns hinein können nur ihre Eindrücke, die Empfindungen von ihnen, die Erinnerungen, das, was nach dem Erlebthaben uns erfüllt und uns durchtränkt. – Für die zahllose Fülle der Dinge aber, für die gährende Mannigfaltigkeit, die jedes Ding in uns aufruft, wären wir zu eng. Doch in dieses wirbelnde Chaos bringen wir Stillestehn, Ordnung, Möglichkeit in engem Raume dem ganzen sperrigen Schwall Platz zu geben, durch jene Rufnamen. Durch alle jene Zeichen des Erinnerns und Gedenkens und Zur-Hand-haben-könnens;

Rosenblätter, Notizen, Photographieen, Formeln, Modelle, Karten, Kunstwerke, kabbalistische Zeichen, Denkmäler, Heldenlieder.

Ich will sie alle „Symbole" benennen.

Für uns sind die Symbole Zeichen des Besitzes, des Beherrschens, des Verstehens, des müheloſen Schaltens, des Immer-wieder-haben-könnens der Dinge. Sie sind uns wie das Hissen der eigenen Fahne im besetzten Land. Für die Dinge sind sie Gewißheit des Aufgenommenseins ins Leben, Gewißheit, daß sie vom Fluch des Sterbens und nutzlos Dageweſenseins und Vergessenwerdens erlöst sind. — Ihre Bedrücktheit unnd ihre Sehnsucht ist ja: Das Leben nur ist und dauert; das Nichtlebendige aber stirbt schon im Erscheinen.

Symbole sind Namen, sind Werkzeuge des Bewältigenkönnens, der Oekonomie. Das Symbol ermöglicht mir Haushalten-können mit Kraft, mit Aufmerksamkeit, mit Beweglichkeit, mit Müheverbrauch. Ich kann dank seiner Hilfe immer noch aufnehmen in mich, mein Besitzergreifen hat kein Ende; ich kann rasten und schweifen und wiederbeginnen in der weiten Welt meines innerlichen Tuns. Es ist die Scheuer des Schon-Getanen. Es ist das Register des Noch-zu-Tuenden. Die Symbole sind die Blätter in meinem Buch des Lebens, in dem alles verzeichnet steht.

Das Symbol vermittelt zwischen mir und den Dingen. An den Symbolen kann ich der Dinge immer wieder habhaft werden. Durch das Symbol kann ich ja dessen, was mir das Ding von sich geben kann, dieser Erfülltheit von ihm, dieses Durchdrungenseins von ihm, dieses seines In-mir-Tragens, immer wieder habhaft werden. Kann wieder spüren, was mir die Hand von ihm zu sagen hatte beim Ausstrecken und Entlangstreichen und Tasten; was mir die Augen von ihm zu sagen hatten beim Form- und Farbentrinken; was mir die Ohren von ihm zu sagen hatten beim Tönehören; was

mir die Nase von ihm zu sagen hatte beim Düftewittern. Was mein Erinnern, meine Sehnsucht, meine Angst, mein ganzes Sein von ihm zu sagen hatte.

Dank der Vielgestalt, die hinter jedem Symbol, hinter jedem solchen kürzenden Namen steckt, muß alles, was einmal Eingang in mich fand, oft und immer wieder in mir auftauchen. Wenn ich höre „grün", wachen Wiesen und Blumen und Seen, Lausbübereien und halbvergessene Tapeten und Zimmer, Berggenossen und einsame Försterhäuser auf in mir. Was taucht alles auf, wenn ich in meinen Notizen blättere, wenn ich ein Buch lese oder im Konzert sitze! — So kommen Verknüpfungen, alte Gedankengänge, neue Erregungen. So gibt's kein Vergessen und kein Sterben, nur ein ewiges Sich-neu-Gebären, Leben.

Wacherhalten!

Das tut ihr, ihr Symbole! Ihr seid die Mittler zwischen meinem lebendigen Innern und allem Toten außer mir. Ihr zieht die Welt in mich und mich in die Welt. Ihr seid die goldenen Eimer, die zwischen dem Leben und allem Nichtlebendigen hin und hergehen. Ihr lasset alles, was dessen wert ist, teilhaftig werden am Sein. In mir, der ich heute lebe.

Ich dürste darnach, alles wach zu halten in mir, was einmal schon in mir war. Ich dürste nach Erleben, nach Lebendig-sein-lassen aller Dinge in mir. Aber das Drängen der Dinge nach mir ist stürmisch wie das Volk, das aufgewacht ist und in den Gassen seinem Befreier entgegenwütet. Das sind die Vaterfreuden, das die Erschütterung der Denker und Erfinder, die Verzückungen der Besessenen und Gotterfüllten: Die Erlösungskrämpfe alles des Sehnsuchtgeschüttelten überfallen mich, wenn ich die Geburt eines gesuchten, eines befreienden, eines neuen Gedankens in mir erlebe. Denn mein Gedanke ist für alles Bedachte

endliche Erlöſung zum Leben. — Das iſt der innere Schauder und das Leben, wenn ich einzudringen vermochte zu dem Bild zu Sais und nun vor ihm ſtehe, einen Zipfel ſeines Schleiers in der Hand.

Es quillt auf in mir. Es erfüllt mich. Es iſt wie das Steigen der Flut, die auf die Ebbe vergißt. Aber ich, ich bin nicht das unbegrenzte Meer, das nicht weiß, ob es hoch oder tief ſteht; das keinen Rand hat, der das Ueberlaufen fürchtet; das keinen Damm hat, der vor dem Brechen ſteht. Meine Innerlichkeit iſt hochgefüllt, meine Dämme zittern. Und es iſt erſt Anfang der Flut.

Erſt das Eck des Schleiers berühre ich mit der Hand. Erſt der erſte Schritt iſt getan auf weitem Weg. Erſt die Bahn des Schaffens iſt erreicht. Erſt das Kommen der Erkenntnis beſchleicht mich. Erſt der Plan der Tat iſt gefaßt. Erſt die Hemmniſſe des Erlebens ſind gefallen. Und ich, ich bin ſchon ausgefüllt mit d e m, ich habe nicht Platz mehr in mir für die Vollendung.

Da ſind die Symbole Retter. Wie Schleußentore tun ſie ſich auf und laſſen die Ueberfülle in ſich einſtürzen und geben mir Gleichmaß und Frieden zum Vollenden: zum Schaffen ſelbſt, zum Erkennen ſelbſt, zum Tun ſelbſt, zum Erleben ſelbſt.

Nicht bloß kühle Vermittler zwiſchen mir und den Dingen ſind ſie. Sie r e t t e n mich vor mir ſelber, vor dem Zerſprengtwerden von innen heraus. Sie retten die Dinge davor, nach qualvoll-langer Irrfahrt noch im Innerſten des Tempels zurückgewieſen zu werden.

Wie eine Hundekoppel hinter dem Zaun ſich dort zuſammendrängt, wo ſie mich draußen wittern, ſo drängen ſich die Dinge nach mir hin, wenn ſie es ſpüren, daß ich einer bin, der daran iſt, die trennende Wand zwiſchen ihrer Verlaſſenheit und dem Leben anzubohren. Durch den kleinſten Riß ſtürzt ihr ungeheurer Schwall in mich und erdrückt

mich, ihren Erlöser. Die Symbole aber sind wie die Stauweiher, die die Ueberfülle der Flut von mir fernhalten, damit der Strom ruhig in mich fließe und mich nicht zerstöre.

Jedes Aufdrängen einer Erkenntnis, jedes Aufquellen eines Erschauens, jedes Wollen einer Tat, jedes unstete Treiben nach Erleben meistere ich zur Erträglichkeit durch das Formulieren des Erkannt-werden-wollenden, durch das Tun des Tat-bedürftigen, durch das Durchleben des Erlebt-werden-wollenden. Die formulierte Erkenntnis aber, das geschaffene Werk, die getane Tat, das erlebte Erlebnis ist: Symbol. Verstattet dem nach Teilhaberschaft an meinem inneren Leben Drängenden, in mir zu leben, ohne mich zu erdrücken; gibt ihm immerwiederkehrendes Wachsein, ohne daß es mich zersprengt.

Die Symbole sind Helfer des Lebens: des Am-Lebenbleibens meiner selbst und des Bei-mir-leben-könnens der Dinge. Sie wehren die Erregtheiten des Tun-wollens, des Vor-der-Tat stehens, des Den-Weg sehens von mir ab. Sie verhelfen mir durch diese Abwehr zum Erleben selber und damit den Dingen zu ihrer Erlösung, zum Eingehen in mein Lebendig-sein.

Die Symbole geben mir Distanz von mir selber. Sie sind gleichzeitig in mir und außer mir. Sie sind meine Tuns-Ergebnisse. In mir stehen noch die Spuren dieses Tuns. Außer mir stehen die Taten, das Verstandene, die Erlebens-Veranlassungen. Und beides erst vereinigt; Erlebens-Spur in mir und Erlebtes außer mir bildet: das Symbol. Die Symbole haben ein Doppelgesicht. Eines sucht nach mir, das andere nach den Dingen. Nur das mir Zugekehrte sehe ich, nur dessen Züge verstehe ich.

Dem seeverwachsenen Milesier Thales wurde das „Wasser" Symbol der Welt. Das Wasser, an dem er groß geworden war, das ihn hundertmal umschmeichelt und um-

zürnt und getragen hatte, das Leben und Reichtum seiner Vaterstadt ausmachte, in das alle Fäden seines Aufwachsens und Gedankens und Hoffens ausliefen. Darum fand er an allen Dingen das Wasser beteiligt, in allem Geschehen das Wasser wirksam. Den Pythagoräern war die „Zahl" Symbol der Dinge geworden. Denn sie hatten soeben als Erste die Entzückungen und Weiten des neuen Gedankens „Zahlenmäßigkeit in den Erscheinungen" in sich durchlebt; hatten sie deshalb auch überall vorgefunden. Dem Dichter wird das „Wort" Symbol der Welt. Was heißt „Mutter" alles für den Verlassenen, was ein Kinderlied für den in innen-tiefer Not?! Was alles heißt „Schmerz", was alles „Tod"?!

Das ist's. Sich selber haben die alle gesehen. Sich selber machten sie sich zum Symbol. Denn uns kennen wir. Uns sind wir restlos vertraut. Uns sind wir immer gegenwärtig. — Wir fühlen uns gedrängt zu sagen „Kraft", wenn uns an etwas auffällt, daß es sich ausnimmt wie das Herangezogen-werden von meiner Hand; mehr, zu anderem sagen wir „Kraft", damit es sich ausnehme wie solches Herangezogen-werden. Wir fühlen uns gedrängt zu sagen „Entwicklung", wenn uns an etwas auffällt, daß es sich anläßt wie das Heranreifen meiner selbst zur Erwachsenheit; mehr, zu anderem sagen wir „Entwicklung", damit es sich so anlasse. Wir fühlen uns gedrängt zu sagen „Funktion", wenn uns an etwas auffällt, daß es so aussieht, wie wenn ich aus irgend einem Rohstoff ein Werk geschaffen hätte; mehr, zu anderem sagen wir „Funktion", damit es so aussehe. — Denn Kraft, Entwicklung, Werk-Erzeugung verstehe ich, kenne ich. Das alles des Anderen nach sich, läßt mich dessen inneren Besitzes zurecht, weiß alle seine Einzelheiten, seine Folgerungen, seine Verknüpftheiten. Da zieht alles Einzelne das Auftauchen alles das Andere nach sich, läßt mich dessen inneren Besitzes

gewiß sein. Das „lebt" in mir. — Das ist Symbol. Rufname!

Wir vermenschlichen. Ueberall. Seit jeher und immer wieder. Wie Friedenbittende halten die Dinge uns den Oelzweig ihrer Uns-Aehnlichkeit entgegen; wie Anker werfen wir unsre Menschlichkeiten nach ihnen. Gott, Wort, Kraft, Energie: Das sind meine Augen, die ich der Welt geliehen habe, damit sie mich ansehen kann und ich hinein in sie. Das ist mein Ebenbild, mit dem ich die toten Dinge bekleidete, damit sie an meinem Tisch sitzen können. Das ist mein Blut, das ist ausgoß über die Dinge, damit sie warm seien und eingehen können in mich und leben.

Das stärkste aller Symbole sind: wir selbst. Wir schauen uns in die Dinge hinein. Durch uns selbst nur haben die Dinge Zutritt zu uns.

Die Dinge bleiben ewig draußen außer uns, wir ewig drinnen in uns. — Doch durch das Erleben sind sie mein Erlebnis, Teil von mir geworden. Ich trage ihres Erlebt-habens Spur in mir wie die Wunde von dem Stein, an den ich mich stieß. Daran ist der Stein Teil meines Ich geworden und lebt in mir. Und etwas Menschliches blieb an dem Stein zurück: mein Schmerz. Stein und Schmerz fließen in Eins zusammen. Eines ruft das andere auf. So ist beides wach und lebt. — Beides, in Eins vereint, ist: Symbol. Symbol jenes Erlebens.

So haben wir kein Wissen außer dem in Symbolen festgelegten. Alles Wissen, alles Gewärtig-haben reicht nur so weit, als unser Uns-selbst-in die-Dinge-Hineinschauen, als unser Die-Dinge-an-uns-selbst erlebt-haben reicht. Wissen, Erkenntnis, Kunstwerk, Glaubensformulierung ist: Symbol; muß sein: Vermenschlichung.

Darum alle die Ehrfurcht vor euch, Symbole, alles Hingegebensein an euch, alles Glauben an euch, ihr Tiefen

und Starken und Mächtigen! Darum seid ihr auf Throne erhoben und zu Göttern gemacht. Darum werdet ihr behütet vor jeder Unbill. Darum werden euch Opfer gebracht, und seien es Hekatomben an Menschen.

Ihr seid ja: wir. Ihr, alle unsre Freuden und Stärken, alle unsre Schmerzen und Entsagungen und verhaltenen Sehnsüchte, ihr, unser eignes ganzes Leben. Es war mühselig, euch zu finden, zu errichten, zu tun. Es wäre verlorenes Leben, euch zu verlieren. Ihr seid Denkmale der Wehen unseres Gebärens. Wir lebten, um euch zu Kindern zu haben.

Und doch! Wir müssen vorübergehen an euch! Wir müssen euch liegen lassen am Wege und weitergehen. Wir müssen leben und ihr seid nicht das Leben selbst. Ihr seid nur eine Miene eines ewig lebendigen Antlitzes, nur Akt-Moment im ewigen Akt.

Die Erlebens-Veranlassung steht immer noch außer mir. Die formulierte Erkenntnis, das geschaffene Werk, die vollendete Tat, all das habe ich ja gerade außer mich gestellt. — Alle die sind Symbole geworden. Aber das, was man da sehen und preisen und hören kann, ist nur Außenseite dieser Symbole. Auf dieser Seite leben sie nicht, hier sind sie Ding und tot. Nur ihre Innenseite, die in mich hinabreicht, die lebt; lebt mein Leben.

All dies Aeußere ist bloß Werkzeug. Werkzeug des Haushalten-könnens mit Kraft, Werkzeug der Freizügigkeit, Werkzeug der Lebensbewältigung, des Erfüllens jener dunklen Gedrängtheit. Werkzeug! Ein totes Nichts für sich, Schoß des Entstehens im Verein mit der kundigen Hand.

Das Leben ist nicht Getan-haben, Erlebt-haben; es ist Gegenwärtigsein all des Getanen, des Erkannten, des Erlebten. Das Einmal-getan-haben aber, das

Einmal-erkannt-haben, das Einmal-erlebt-haben ist Voraussetzung jedes Lebens.

Und da das Leben an mich, an dich, an lauter streng geschieden Einzelne gebunden ist, muß jeder Einzelne einmal seine Erkenntnis erkannt, seine Taten getan, seine Erlebungen erlebt haben. Es geht nicht anders. Niemand kann da helfen. Es ist nicht möglich, daß ein anderer an meiner Statt erlebt. Daß er sein Erlebtes dann bloß durch ein Symbol mir übermittelt. — Denn Uebermitteln heißt: Hinaustreten aus dem Kreis des Inneren, des Lebens. Uebermitteln kann ich nur durch Auge, Ohr, Hand. Uebermitteln kann ich nur die Außenseite der Symbole. Und die allein ist machtlos. Kein Symbol mir fremden Erlebt-habens geht in mir auf. Denn ich bin ihm mit einer steinernen Schale verschlossen, an der alles Keimen verdorrt.

Das ist: Grenze aller Symbol-Gewalt.

Es gibt keine Mitteilung! Kein fremdes Symbol kann mein Verstehen erwecken. Formel, Modell, Bild, Wort, Zeichen, Kunstwerk ist stumm. Nur das In-mir-tragen, das aus Eigenem In-mir-tragen dessen, was an Erleben hinter ihnen steht, läßt sie aufgehen in mir und teilhaben an meinem Leben.

Es gibt keine Uebertragung der Erlebungen von Ich zu Ich. Erfüllt-sein, Erkenntnis, Wissen, Leben ist eingeschlossen in den strengen Kreis des Ich. Ueber dessen Schwelle reicht keine Hilfe. Auch nicht die der sonst gewaltigen Symbole.

Auch die Symbole sind nicht allmächtig.

Theodor Däubler / Goldene Sonette

I

Vertändelt iſt das ernſte Gold der Garben.
Auf alten Mauern ſchlafen rote Schlangen,
Die Jagd auf Wanderwild hat angefangen,
Der Tagesabgang ſchweißt durch Wolkennarben.

Das Jahr vollendet ſeinen Kranz der Farben.
Die Lauben ſind mit Schattenblau behangen,
Der Aecker Todesgold iſt aufgegangen,
Wie wahr, daß wir ſchon alle lange ſtarben.

Ich kann dem Frühlingsbrüten nicht vertrauen.
Und doch, das Wunder wird ſo bald geſchehen,
Die Luft erholt ſich bloß auf trocknen Auen.

Es kommt die Sonne, unſer Wohlergehen.
Das Frühlingsgrün iſt heimlich im Erblauen:
Es gibt ein unerfülltes Auferſtehen.

II

Der Tag iſt wie ein Kindlein eingeſchlafen.
Sein Lächeln überſpiegelt goldnes Träumen,
Der Wiegewind vereinſamt ſich in Bäumen
Und Bäume überrauſchen blau den Hafen.

Entzweite Schweſtern, die einander trafen,
Beplätſchern ſich im heitern Abendſchäumen,
Dann nahen ſie als Schwan mit Feuerſäumen
Und landen unter Marmorarchitraven.

Auch meine Segeleinfalt iſt verſunken.
Ich warte ſtumm auf dunklem Stufendamme
Und ſtaune, daß die Brandung blau verblutet.

Mein Blick, ein Stern, des Meeres Purpurfunken —
Wie gut die Nacht durch meine Ruhe flutet.
Bedachtſam wandelt ſich die Hafenflamme.

Liebesſpiel / von Hermann Wagner

Vom Turme der Stadtkirche ſchlug es drei. Er war nun ſicher, ihren Mann nicht mehr zu Hauſe zu treffen. Er nahm einen Wagen und fuhr bis vor ihre Wohnung. Während er die Treppe hinaufſtieg, pochte ihm das Herz. Die Bedienerin, die ihm öffnete, hatte ihr altes ſchmutzig-diskretes Lächeln.

Sie empfing ihn ein wenig gleichgültig und ſchien nicht zu bemerken, daß er erregt war. Den Stuhl, den ſie ihm anbot, verſchmähte er. Während er ſie drohend anſah, ging ſie zum Spiegel, richtete ſich das Haar und trällerte kaum hörbar eine Melodie.

„Das iſt gemein", ſagte er endlich mit einer Stimme, vor deren Tonloſigkeit er ſelber erſchrak.

Sie warf den Kopf zurück.

„Was?"

„Du betrügſt mich", ſagte er heiſer. „Rede nicht! Ich weiß es!"

Sie ſagte kein Wort, verfärbte ſich auch nicht, ſah ihn nur aufmerkſam an.

Er führte das Taſchentuch an die Lippen, hatte einen heißen Kopf und fühlte, wie ſchwach er war bei all ſeiner Stärke.

Sie wendete ſich wieder dem Spiegel zu, beſah ſich darin und entfernte mit vorſichtigen Fingern einen Faden von ihrem Kleide.

„Iſt es deine Abſicht, einen Skandal zu machen?" fragte ſie leiſe.

„Du betrügſt mich", wiederholte er wie irr, „wie gemein . . ."

Sie trat von hinten an ihn heran und erfaßte ſeinen Arm.

„Paul", bettelte ſie.

Aber während ihre feinen Finger ihn berührten, war ihm plötzlich, als stehe sein ganzer Körper in Flammen.

Er stieß sie mit einem einzigen heftigen Ruck von sich.

Und ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen, ergriff er seinen Hut und verließ das Zimmer.

*

Volle acht Tage bezwang er sich und suchte sie nicht auf.

Auch den Gedanken, ihr einen Brief zu schreiben, hatte er aufgegeben. Es schien ihm, daß er ihr durch nichts deutlicher seine Verachtung kundtun könne, als dadurch, daß er schwieg.

Ging es nicht an, sie kurzerhand so aus seinem Leben zu streichen, daß sie einfach nicht mehr da war?

Er wünschte, es möchte gehen, aber er fühlte zugleich, daß es unmöglich war.

Immerhin mußte sie glauben, daß er sich von ihr frei gemacht habe, wenn er nur fest blieb und schwieg.

Ob sie das als Strafe empfand?

Ob sie ihn liebte?

Er selbst, diese Empfindung lag in seinem Blut wie ein leckendes Feuer, er selbst haßte sie jetzt. Er haßte sie jetzt, wie er sie ehemals geliebt hatte.

Und das war auch der Grund, warum er von ihr nicht loskam. Sie hielt ihn noch immer mit ihren schönen schlanken Händen, die fast krankhaft zart und weiß waren, mit ihren heimlich und leise tastenden Augen, die auch dort, wo sie grausam waren, doch eine bodenlose Hingebung verrieten. Und sie würden ihn immer halten.

Ob er auf Reisen ging?

Sie würde mitgehen. In fremden Städten, unter fremden Menschen würde er sie an seiner Seite haben und alle Nächte würde sie in seinen Träumen sein.

Nein, hier müßte er sie haben.

Hier bei ſich. Er wollte dann daran denken, daß ſie auch an der Bruſt eines anderen gelegen und ihn ſelbſt verraten hatte. Und er wollte ſie ſchlagen.

Er zitterte bei dem Gedanken an das Brutale, das er ihr zufügen würde. Weinen müßte ſie und ihm unter Tränen alles abbitten, was ſie ihm zugefügt hatte.

Stünde er dann nicht über ihr?

*

Ja, um ſich zu rächen, wollte er wieder zu ihr in Beziehungen treten.

Es kam, nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, endlich Ruhe über ihn, die Ruhe der Erleichterung, in die ſich eine bange Unſicherheit miſchte, darüber, wie ſie es wohl aufnehmen würde, wenn er plötzlich wieder käme.

Aber ſie empfing ſeinen Beſuch mit großer Unbefangenheit, die die ſeine, welche immerhin eine erzwungene war, bei weitem übertraf.

Sie war heiter, ſcherzte und lachte und verriet mit keiner Miene, keinem Wort, keinem Blick, daß etwas zwiſchen ihnen lag, das noch ausgetragen werden mußte.

Hatte er zuvor gefürchtet, ſie könnte ihm durch geſpieltes Gekränktſein Hinderniſſe in den Weg legen, ſo verwirrte ihn jetzt noch mehr die leichte Art, mit der ſie über das Geſchehene einfach hinwegglitt, als beſtände es gar nicht.

Aber angeſichts dieſer beiſpielloſen Selbſtverleugnung erwachte auch ſein Ehrgeiz, und in dem Beſtreben, ſie zu übertrumpfen, wählte er einen Ton, deſſen Zynismus ſich gleichſam überſchlug.

Während ſie über das, was geſchehen war, mit ſelbſtſicherem Takt ſchwieg, vermeinte er den Stärkeren hervorzukehren, wenn er unter Lachen andeutete, daß er die ganze Angelegenheit nicht mehr wichtig nehme, und ſie mit betonter Ironie um Verzeihung bat, daß er das einmal getan hatte. Allein auch diesmal ſtutzte ſie keinen Augenblick und

verſtand es, dem Ton, den er anſchlug, auszuweichen, indem ſie ſogleich auf ihn einging.

Das aber machte ihn ratlos.

Er fühlte, daß er am Ende ſeiner Kraft ſei und daß der Bogen, wenn er ihn noch weiter anſpanne, breche.

Während er noch lachte, hatten ſeine Lippen doch ſchon etwas Verzerrtes, und während er noch billige Worte fand, um zu ſcherzen, ſpürte er den bitteren, ohnmächtigen Schmerz in ſeinem Herzen immer heftiger und tiefer.

Bis er plötzlich, von einer jähen Angſt befallen, mitten in einem krampfhaften Lachen innehielt, ſeine Geliebte wie abweſend anſtarrte und ſich fragte:

„Warum haßt ſie mich eigentlich — ſie, die ich ſo liebe?“

Und er ſchlich ſich, im Innerſten völlig geſchlagen, heimlich fort.

*

Von da an gab er allen Widerſtand gegen ſie als vollkommen nutzlos auf. Wie immer ſie auch gegen ihn verfuhr, er konnte nicht anders, als ſie lieben. Er ſah das ein, er war müde und er hatte den Wunſch, ſich ihr zu fügen.

Trotzdem verſuchte er es noch einmal, ſeine Schwäche zu maskieren, indem er ihr einen Brief ſchrieb, deſſen Ton mehr warm und verſöhnlich als demütig war.

Im Grunde aber bettelte er doch: erlaube, daß ich dich wieder ſehe!

Ihre Antwort war in der gleichen Wärme gehalten.

Wie er denn je habe glauben können, daß ſie ſich nicht freuen würde, ihn zu ſehen?!

Vor Erwartung fiebernd, ging er hin.

Er ſah, daß ſich ihr Benehmen gar nicht verändert hatte: gleich liebenswürdig und freundlich wie immer plauderte ſie mit ihm, und während er ſelbſt immer zaghafter und einſilbiger wurde, konnte er wahrnehmen, daß nicht einmal der Wunſch, an ihm Vergeltung zu üben, ſie aus

der ſicheren, gleichmäßigen Bahn bringen konnte, die ſie ſich ſelbſt vorgezeichnet hatte.

Da ſchmolz der letzte Reſt von Scham in ihm zuſammen und er bat wieder um ihre Liebe.

Seine Worte waren hilflos, verworren und ſchüchtern, in weit größerem Maße als damals, da er ſie zu einer noch unbeſcholtenen Frau geſprochen hatte, und die Art, wie ſie ihn anhörte, verriet diesmal in keiner Nuance, wie ſie ſie aufnahm.

Sie ſchwieg nur.

Sie ſchwieg ſo lange, daß er, um endlich eine Entſcheidung herbeizuführen, nach ihrer Hand griff, dieſe drückte und an den Mund führen wollte.

Da aber ſtand ſie plötzlich auf, entzog ſich ihm und ſchüttelte den Kopf.

„Magſt du mich nicht mehr?“ fragte er leiſe.

„Nein“, ſagte ſie ruhig.

Sie hob nur die Schultern hoch und machte mit beiden Händen eine gemeſſene Geſte der Abwehr, die ihm ſofort zeigte, wie ausſichtslos es für ihn war, noch länger zu fordern.

Er ſtand auf und verabſchiedete ſich von ihr mit abgewendetem Geſicht.

Sie lächelte und drückte ſeine Hand.

„Auf Wiederſehen“, ſagte ſie.

*

Doch, einmal mußte er ſie noch ſehen, ehe er ſich darein ſchickte, daß es aus war.

Durch einen Zufall traf er ſie auf der Straße, als ſie eben dabei war, Einkäufe zu machen.

Er begleitete ſie, er wartete vor den Läden, bis ſie wieder herauskam, und er war glücklich darüber, daß ſie ihm erlaubte, einige Kleinigkeiten zu tragen.

„Eigentlich hätte ich Luſt, ſpazieren zu fahren", ſagte ſie da unerwartet, indem ſie ihn mit einem ſeltſamen Blick anſah.

Er wurde vor Verwirrung rot und brachte es nur ſchwer fertig, mit ruhiger Stimme ein Automobil herbeizurufen.

Sie fuhren durch den herbſtlichen Park. Es dämmerte, über den Bäumen hing in melancholiſchen Fetzen der Nebel. In der Ferne ſchimmerten die matten Lichter der Stadt.

Eine Stunde lang ſprachen ſie kein Wort.

Erſt als es finſter war, fand er nach langem Zögern den Mut, ihre Hand zu ergreifen und ſie zu küſſen.

„Vielen Dank", ſagte er heiſer.

Sie überließ ihm eine Weile die Hand, und er hatte in dieſer kurzen Zeit die beſtimmte Empfindung, daß ſie ihm verziehen habe, ein für alle Male.

Aber er wußte auch, daß ſein Selbſt von nun an verloren war, daß es eine andere hatte, die damit machen konnte, was ihr beliebte.

Allein das machte ihn maßlos glücklich.

Schließlich war ſie es, die das neuerliche lange Schweigen brach.

„Wie lange iſt es ſchon her, daß wir nicht mehr beiſammen waren?" fragte ſie behutſam.

Er dachte nach.

„Sechs Wochen", antwortete er.

„Oh — ſo lange . . . ?"

In ihrer Stimme war ein zärtliches Bedauern.

„Dann wollen wir", ſchloß ſie, „einander doch wieder treffen — vielleicht morgen, wie?"

Und damit übergab ſie ſich ſeinen Armen.

Hugo Neugebauer / Schwellenlieder

Die beiden Nachen

Hinüber ſah ich einen Nachen fahren,
es ſtand der Schlaf an dieſes Nachens Steuer
und lenkte ihn gen Abend mit dem Blicke,
herüber ſah ich Tod vom Abendſtrande
den anderen Nachen ſtill gen Morgen ſteuern
und Schlaf und Tod erröten von den Gluten
des Tages, der den Schoß der Nacht befruchtet.

Und Seelen ſah ich in den Nachen ſtehen
und ſah die Sehnſucht jener nach dem Leben
und dieſer nach dem Tod die Ruder regen.
So ſchifften ſie. Doch wo der Tod dem Schlafe
begegnet', ſah ich ihre Sehnſucht tauſchen
die Schiffenden und ſchaute Tod im Leben,
Leben im Tod im Traumesblick der Liebe.

Der Mönch

Er hütet über Tag die Totenblumen,
die auf dem alten Kloſterkirchhof wachſen,
wo einſt das Kloſter ſtand der argen Nonnen,
der blonden Frauen, die ſich mit den Knechten
des roten Herrn der See vergangen haben,
und büßt für ihre unerhörten Sünden
am eignen Leib, den Brüdern zur Erbauung.

Er büßt für ihre unerhörten Sünden,
wenn mitt der Nacht ſie leiſe ſich entwurzeln
und von den Gräbern lächelnd niederſteigen
und ihrer Blumenleiber ſich entkleiden
und ihre Arme um den Büßer ſchlingen,
der ſie bei Tag mit Tränen und mit Blute
entſühnt zu frommer Brüder Auferbauung.

Die Jünglinge

Sie steigen auf und ab am toten Strande
über die Trümmer sturmzerschellter Schiffe
und blicken voller Sehnsucht in den Abend,
wo sich die Sonne vor der Nacht entkleidet,
und winken mit den weißen, zarten Händen
und stammeln schluchzend unerhörte Namen
und manche sinken leblos auf die Scheiter.

Doch andere rufen immer nach den Bräuten
und ahnen nicht, daß die im Abend dulden
rohe Gewalt von wetterharten Männern,
narbenzerfetzten mit zerzausten Bärten,
und nach den blassen Jünglingen sich sehnen,
die über Trümmer sturmzerschellter Schiffe
wie Schatten steigen an dem Totenflusse.

Die Totenbestürmer

Von andern hört' ich, Lebensbrunstverzehrten,
die Kühlung suchen in den kalten Wassern,
Verjüngung auch und urgeheimes Wissen
um Dinge, die die Toten uns verhehlen.
Die rasen durch die abendroten Pforten,
legen das Ohr an lang verstummte Munde
senken den Blick in lang erloschne Augen,

kehren zurück und keiner kennt sie wieder.
Und lachen leise, wenn die andern weinen,
und legen in die lässigste Gebärde
den tiefsten Sinn und raunen dunkle Worte,
die fallend alpen, aber aufgefangen
und fromm erwogen große Wunder wirken
an alten Kindern und an jungen Greisen.

Betrachtungen über Strindberg/ von Heinrich Marno

I

Man kann nicht an ihm vorüber, ohne ihm Reverenz zu erweisen, wenn es einem darum zu tun ist, sich aus dem Gestrüpp dieser ratlosen Tage eigenen Weg zu suchen. Die Vision dieses Dichters hat die aufrüttelnde Macht des starken Erlebnisses: Wir kommen zu uns selbst. Mögen auch unsere heiligsten Instinkte sich wider Strindberg empören, mit einer im Feuer leidvoller Erkenntnisse gehärteten Dialektik greift er in unser Hirn und schleift uns in seine Hölle. Diese Hölle ist kein Blendwerk, ist nicht die „persönliche Note" eines Literaten, die Seele des Menschen ringt in den Qualen dieser Hölle, und darum ergreift ihr Anblick die geistigen Antipoden der Strindberg'schen Welt nicht minder als jene, die eigenes Schicksal dem Wege des Tiefenttäuschten folgen heißt. Seine Erkenntnisse, aus Leidenschaft geboren, bewähren und vertiefen sich am Widerstande einer Gesellschaft, die unfähig zu Wollust wie zum Schmerze rücksichtslosen Denkens, für jede Art Wahrheit verdorben ist, einer Gesellschaft, die von Kompromissen lebt, und deren stumpfsinnige Sorge um Sicherheit und Wohlbehagen dem Meere nicht verzeihen kann, daß es keine Balken hat.

II.

Nicht seine Art die Frauen zu sehen ist es, was ihm Feinde schafft; mit einer Dosis des in Deutschland so beliebten Humors gewürzt, kitzelten seine Gerichte auch den Gaumen des bürgerlichen Gesindels, das sich sofort in die Pose drohender Abwehr wirft, wittert es einen Geist, dem es um die höchsten Dinge geht, der vor nichts zurückscheut, wenn es gilt, mit sich selbst ins Reine zu kommen

und der nicht eher ruht, als bis er sich aus eigener Not oder Lust seine Welt und seinen Gott erschaffen hat.

III.

Ich kenne Leute, die Strindberg einen Sadisten, andere, die ihn einen Masochisten nennen. Es ist Hoffnung vorhanden, daß jene wie diese in Kürze die Weltanschauung des Herrn Max Nordau als reifste Frucht vom Baume der Erkenntnis pflücken werden; sie sind auf dem Wege dazu. Nichts ist widerlicher als der Wahn des Bildungsphilisters, ungeheure Gefühlskomplexe durch eine Etikette erledigen zu können. Da sind mir noch die Einfältigen ein Labsal, welche die Hände über den Kopf zusammenschlagen, tritt ein Unbegreifliches vor sie hin. Das „nil admirari" des Horaz bedeutet dem Wissenden: Du bist unaufhörlich von Wundern umringt — und noch hat sich kein Geheimnis des Lebens einem „ismus" ergeben.

IV.

Ein Strindberg'sches Motiv: Das Weib hat keine Seele, es empfängt sie erst durch die Liebe des Mannes. Ein fragwürdiges Geschenk, diese Seele, ein Danaergeschenk will's mich bedünken! Die schlechte Manier, jemandem eine Gabe aufzudrängen, die er nicht braucht, sublimiert sich bei Strindberg zur Geste des Heiligen, welcher den Tieren des Waldes predigt. Der Gedanke, daß diese Tiere vollkommenere Geschöpfe sind, als er selbst, würde ihn vernichten.

Das Pathos dieses Heiligen mag sinn- und nutzlos sein, eine Kraftvergeudung: aber eben darum ist es Schönheit.

V.

„Das Weib hat Hunger und will essen; Durst und will trinken; es ist läufig und will geküßt werden: auch ein Verdienst!" Das könnte Strindberg gesagt haben — gesagt hat es Baudelaire.

VI.

Die Mittelmäßigkeit verträgt alles Mögliche, sie besitzt

den berühmten Magen des Straußvogels, aber mit instinktivem Entsetzen lehnt sie sich gegen jene Geistigkeit auf, welche den Stoff verbrennt, indem sie ihn durchstrahlt.

VII.

Das Weib: Du glaubst Dich meiner Macht entwunden zu haben?

Der Asket: Ja, Du vermagst nichts mehr über mich.

Das Weib lacht.

Der Asket: Warum lachst Du?

Das Weib: Du betrügst Dich! Ich beherrsche Dich nach wie vor, ich beherrsche Dich jetzt erst ganz. Meine Schönheit wächst mit der Entfernung, und wer sich von mir entfernt, gibt sich völlig in meine Hände. Es dient mir noch Dein einsamster Traum . . . Deine Entsagung ist nichts anderes, als meine Wohllust, meine tiefste Wohllust!

Der Asket stürzt wie vom Blitz getroffen in den Staub.

VIII.

Strindberg verwirft das Weib, aber den Traum des Mannes vom Weibe läßt er gelten. Das ist die Geberde des Idealisten, der die Blüte preist und es nicht wahr haben will, daß die Wurzeln der Pflanze ihre Kraft aus dem Schlamme saugen.

IX.

Das „vas impurum" der Kirchenväter antizipiert Strindberg's Frauenbetrachtung mit dem Unterschiede, daß die alten christlichen Asketen im Weibe das ewige Uebel, die Verbündete Satans, den notwendigen, dem Plane Gottes gemäßen Gegenpol des heiligen Geistes sahen, während Strindberg eine Besserungsmöglichkeit des Weibes annimmt und in der Mutterschaft die Rechtfertigung der weiblichen Existenz entdeckt. Die Kirchenväter gingen bis ans Ende. Strindberg jedoch biegt ab und erweist sich darin als ein Kind seiner Zeit, deren Schwäche mit dem Glauben an den

Fortschritt buhlt und sich im Dogma von der Entwicklung den Luxus einer scheinbaren Tiefe leistet.

X.

Der Rhythmus seines Zornes entzückt, bezaubert auch den, der die Lust am Weibe mit Leid und Haß zu büßen nicht zu seinen Erfahrungen zählt. Ueberwältigt von der furchtbaren Pracht einer Sprache, die an die Propheten gemahnt, („Donner und Blitz wohnte in ihrem Munde"), erschüttert von Wortfolgen, aus denen Blut zu stürzen scheint wie aus zuckenden Wunden, sieht man die Materie in der Form restlos aufgehen. Wunderbares Schauspiel: Gegen seinen Willen anerkennt der Künstler die Schönheit, an die er seine unvergleichliche Absage ergehen läßt.

XI.

Absolute Geistigkeit hat etwas Herausforderndes: sie fordert die Instinkte heraus, und die einzige dieses gewaltigen Gegners würdige Antwort ist rückhaltlose Hingabe an das Panische, das Göttlich-tierische in uns, das immer mehr abhanden kommt. So wirkt die lebensfeindlichste Geistigkeit lebenzeugend, indem sie ihr Extrem, die stärkste Sinnlichkeit, aus der Betäubung reißt, die eine impotente Zivilisation mit ihrem tükischen Narkotikum Moral zu erhalten strebt.

XII.

Strindberg verabscheut die Erotik, d. i. die Liebe als Kunst, Liebe als Selbstzweck. Er verabscheut sie, weil sie antisozial ist, er verwirft sie als eine Empörung gegen den Willen Gottes, der ihm einzig auf die Fortpflanzung gerichtet erscheint. Grandiose Beschränktheit eines schöpferischen Moralisten, der sich gewaltsam von Dingen abschließt, die ihm die Linie seines Schaffens verwirren könnten.

XIII.

Strindberg überschätzt das Weib, wie nur der Liebende es überschätzen kann. Er macht das Weib und nur das

Weib zur Trägerin einer Empfindungswelt, welche den ethischen Mächten Widerpart hält. Der zwiefache Eros der Griechen sagt ihm nichts, läßt ihn nicht ahnen, daß Eros, entbehrte er auch das Weib als gemeingiltige und stärkste Mittlerin der sinnlichen Freude, seinen Weg zu finden wüßte und weiß. Uns Andern überschattet die Wonne am Weibe nicht die übrigen Formen der Lust, deshalb gewinnt auch unsere Enttäuschung über das Weib nicht jene titanische Wucht, die der schmerzliche Triumph des vom Weibe Besessenen ist.

XIV.

Das zweckbefreite Anschauen der Dinge macht den Künstler. Strindberg weiß es wohl, aber er will nicht nur Künstler sein; zuweilen erscheint ihm sein Künstlertum verdächtig, er hat Momente der Verachtung alles Künstlerischen. Ein Erbteil des germanischen Blutes. Die romanischen Kulturen kennen jene schwer faßbaren, in einem wunderlichen Helldunkel der Triebe schwankenden, zwischen den Extremen „Künstler" und „moralisches Genie" hin und hergeworfenen Seelen nicht, zu denen auch Strindberg gehört. Darin berührt er sich mit Tolstoi und Dostojewsky. Hier ist die Quelle seiner Neigung zur Mystik, hier der Ursprung seiner moralischen Krise zu suchen. Aber wie das Opium keine unerhörten Träume schenkt, sondern immer nur den Bewußtseinsinhalt des Individuums zu steigern oder zu verzerren vermag, so wirken die Gifte, die ein Künstler in sich aufnimmt, immer nur Kunst in ihm. Daß sich Steindberg darüber nicht beruhigt, hängt irgendwie mit der großen Hysterie zusammen, welche die Welt dem Christentum verdankt.

XV.

Sokrates bewunderte die Aspasia. Strindberg schüttelt darüber den Kopf. Aspasia soll die Reden des Perikles gemacht haben. Strindberg sagt: Unmöglich! Er hat Recht.

Sokrates hätte sie in diesem Falle gewiß nicht bewundert, Perikles nicht geliebt und Alkibiades sie verachtet. Der Vorwurf der Gottlosigkeit, den der Pöbel von Athen gegen die Hetäre Aspasia erhob, hätte, gegen einen politisierenden Blaustrumpf gerichtet, allerdings viel Sinn und eine tiefere Bedeutung gehabt.

XVI.

Die Räusche, aus welchen Strindberg's Männer mit einem Katzenjammer erwachen, dem die Perspektive des Dichters das Pathos eines jüngsten Gerichtes verleiht, stammen fast immer aus mehr als zweifelhaften Getränken. Was für Frauen! Sie rächen ihre enttäuschte Liebe mit Feder und Tinte, sie schleifen den Leichnam eines erotischen Erlebnisses durch einen schlechten Roman, sie schwelgen in dem verächtlichen Ehrgeiz, bessere Bilder zu malen als der Geliebte usw.

Man freut sich einen Augenblick an der elementaren Wucht der Abrechnungen, mit denen der Strindberg'sche Mann sich von der durchschauten Frau wendet, bedauert aber gleich darauf die Instinktarmut, welche den Mann an solcher Frau jemals Gefallen finden ließ.

XVII.

Das Unvermögen, das Weib als eine blühende Wildnis zu genießen und gut zu heißen, ist der moralische Stolz des Mannes: so macht er aus seiner Not seine Tugend. Selten nur schwingt er sich zur Hingabe an das Elementare auf; sie dünkt ihn gleichbedeutend mit der Hingabe seiner Selbstachtung, und es ist denkbar, daß mancher diesen gewinnvollen Verlust mit allen Schauern einer seelischen Katastrophe erlebt. Freilich, das Wort, das Barrès eine schöne Frau ihrem Geliebten ins Ohr flüstern läßt, jenes „. . . in der Liebe, mein Kind, gibt es keine Selbstachtung", gehört zu den magischen, wie sie die Priesterinnen der Kybele gekannt haben sollen: Worte, die zur rechten Stunde ausgesprochen, fähig sind, die Weltordnung aufzuheben. Solchen furcht-

baren Formeln stehen als Gegengewicht gleich mächtige gegenüber — Buddha und Jesus haben sie geprägt — und die Welt bleibt in ihren Angeln.

XVIII.

Das glühende Bekenntnis des Kampfes zwischen Geist und Sinnlichkeit, den Strindberg mit ungebrochener Energie immer wieder in sich ausficht, der schöpferische Wille, mit dem er sich dem uralten Problem von Mann und Weib entgegen wirft, um es in immer höheren, reineren und typischeren Formen zu bewältigen, sichert ihm die einsam erhabene Stellung über den trüben Moralisten dieser Zeit. Es ist sein Schicksal — wie es auch das eines Pascal war — die ungeheure Spannung polarer Gefühlsmächte in sich zur Entladung zu bringen, und dieses Schauspiel möchten wir nicht missen in einer geistig verarmten Epoche, die es auf die Verflachung alles Menschlichen abgesehen hat. Lieber noch hören wir, daß der Trieb zur Freude vom Satan eingegeben und der Quell alles Uebels sei, als daß man ihn mit Hämlingskünsten und den Alluren eines verlogenen Spiritualismus zur „quantité négligeable" degradiere.

XIX.

Ein junges Mädchen sprach zu seinem Anbeter: „Du machst mich Unvollkommene zu Deinem Ideal? Ich kenne Euch und Eure Ideale! Ihr erhöht uns, um uns später mit einem dürftigen Schein von Berechtigung vom Piedestal hinab zu stoßen und in den Kot zu treten. Ihr spannt uns, Ihr überspannt uns, und wenn der Bogen dann bricht, speit Ihr auf ihn. Ihr seid unmenschlich grausam, infam. Ich aber pfeife auf Dein Ideal und Deine Vollkommenheit: Ich will glücklich sein, glücklich, nichts weiter oder unglücklich, wie mein Weibschicksal es will."

In dieser Empörung steckt der Keim zu einer Frauenbewegung, der ich meine bewundernde Sympathie nicht versagen könnte.

XX.

Die Feindschaft der Geschlechter. So sehr man auch bemüht ist, Schlagworten aus Gründen des guten Geschmackes aus dem Wege zu gehen, dieses ist von einer so faszinierenden Zudringlichkeit, daß man sich davor in die erotische Einfalt der Primitiven retten möchte, die sich dergleichen sinnlich-übersinnliche Empfindungsmonstra nicht einmal träumen lassen. Das künstlerische Gewissen verbietet es Strindberg, ungebrochene Naturen diesem Phantom einer imaginären Feindseligkeit erliegen zu lassen, deshalb macht er vorwiegend zerebrale Männer (Künstler, Gelehrte, &c.), und „von des Gedankens Bläße angekränkelte" Frauen zu Streitern in diesem Kampfe mit Windmühlenflügeln; sie kämpfen so furchtbar ehrlich, wie nur je ein Don Quixote es tat — und kein Sancho Pansa sollte darüber das Maul verziehen dürfen.

XXI.

Wenn er diese „Feindschaft" in der dumpfen Enge der Ehe am Ekel einer inhaltslosen Gemeinheit, an den Hemmnissen und Abscheulichkeiten des gemeinen Tages, an der bösartigen Stumpfheit ermüdeter oder gelangweilter Sinne, der zynischen Entblößung erschöpfter Herzen geheimnisvoll sich nähren und zur grauenvollen Größe eines apokalyptischen Ungeheuers heranwachsen läßt, so wirft uns das höllische Gesicht allerdings zu Boden: wir erkennen darin — über die Intention des Dichters hinaus — schaudernd die Gestaltung des einzigen Konfliktes, den wir als tragisch ansprechen, und das ist die Unvereinbarkeit der Lust mit den ethischen Bedingungen des Daseins.

XXII.

Die Tendenz zum Uebersinnlichen läßt sich aus der Liebe der Heutigen nicht mehr wegdenken. Man betrachte die Verwandlungen des Don Juan: am Anfange die Inkarnation des primitivsten Lebensgenusses, einer nur auf das

Weib gerichteten Sinnlichkeit, wird er zum Träger kosmischer Sehnsucht und Liebesfülle, um in Kirkegaards Verführer in sein Extrem, in ein rein intellektuelles, aller Erdenschwere entrücktes Wüstlingstum zu münden. Im „Tagebuch eines Verführers" wird die Frau bewußt auf die Folter der Uebersinnlichkeit gespannt und mit dem ganzen Rüstzeug einer infernalischen Geistigkeit systematisch zugrunde gerichtet. Ein beispielloser Triumph des Gehirnes über die Sinne, der äußersten Bewußtheit über das Weib als Verkörperung des Unbewußten. Der von sich selbst berauschte Intellekt zelebriert eine Satansmesse, und als Opfer blutet das Leben.

XXIII.

Strindberg spricht: „Wir waren gottlos und darum sanken wir in die Erbärmlichkeit unseres eigenen Wesens hinein. Wir liebten Schönheit und Reinheit, alles aber verwandelte sich in Dreck, als wir uns von den ewigen Urbildern zu den vergänglichen Abbildern wandten und Baal (und Astarte) verehrten, statt Gott im Himmel". Das „platonische Ideal" ist eine ebenbürtige Ehe eingegangen: es hat sich mit dem Gott der Juden vermählt, dem Eifernden, der keine anderen Götter neben sich duldet.

XXIV.

Omne animal triste post coitum. Die Asketen haben diese Traurigkeit seit jeher mißverstanden und dieses Mißverständnis gründlich ausgebeutet. Die Seele wird sich ihres Sündenfalles bewußt, daher ihre Trauer, verkünden sie. Wer aber unbefangen, ohne die Voraussetzung einer ursprünglichen, durch den Geschlechtsakt eingebüßten Reinheit an die rätselvolle Melancholie herantritt, erkennt in der asketischen Deutung nichts anderes als einen jener psychologischer Kniffe, deren sich Priester und Philosophen von altersher bedienen, um ihre Systeme als in den Tiefen der Natur ankernd hinzustellen. Ist es nicht als wollte sich

eines der Grundgeheimnisse entschleiern, deren Anblick tötet, wie das Antlitz der Medusa? Steigt nicht aus jener Traurigkeit die Ahnung auf von der unüberwindlichen Einsamkeit der Wesen, verrät sich in ihr nicht die Resignation des Individuums, das durch den Koitus die Einsamkeit zu brechen hofft, doch immer wieder in den Kerker des Ichs zurück geworfen wird? Man ahnt es nur — Gewißheit wäre Tod! — und stürzt sich schaudernd, aber mit doppelter Glut in die schöne Trunkenheit der Liebe.

XXV.

Strindberg behandelt die Frau als inferior, weil sie in ihren Liebesäußerungen nie die „Seele" vom „Leibe", das „Sentiment" von der „Sensation" trennt. Er sieht darin eine Schwäche der Frau, wir aber beten darin ihre Stärke an und ihre tiefste Schönheit.

An meine Schwester / von Georg Trakl

Wo du gehst wird Herbst und Abend,
Blaues Wild, das unter Bäumen tönt,
Einsamer Weiher am Abend.

Leise der Flug der Vögel tönt,
Die Schwermut über deinen Augenbogen.
Dein schmales Lächeln tönt.

Gott hat deine Lider verbogen.
Sterne suchen nachts Karfreitagskind
Deinen Stirnenbogen.

Abend / von Isidor Quartner

Als das viele Licht hinter den Bergen
Tief hinabging in ein fernes Land,
Ward der Abend über mir ganz leicht und weit.
Bis der finstere Vogel
Aufflog aus dem Walde . . . . .
Da sanken die Uferweiden schwer in den See.

Alle hohlen Wege im Walde sind verschüttet;
Von Bäumen fielen viele Nester;
Dürres Laub ist in Höhlen zusammengeweht.

In der Ebene
Die gebogenen Brücken aus Holz
Sind hoch und ernst geworden.
Langsam unaufhörlich trägt der Fluß seine Ufer mit sich fort.

Verlassen ist der Altar auf dem heiligen Hügel im Walde.
Verlassen die Opferstätten aus alten Steinen
Auf den heiligen Hügeln
Der Ebene. —

Ein weiches Tuch, alle Geräusche im Abend
Zu verhüllen. —

Eine ewige Lampe für alle grauen Stunden
Zünde ich an . . . . .

Die Verlorenheit der Größe / von Carl Dallago

Mitten durch den Wald führt ein stiller, steiniger Weg. Darauf ziehen die Spuren schwerer Karren in tiefen Furchen. Der Wald steigt auf der einen Wegseite bergan, auf der anderen steil zu Tal. Auf diese stille, mächtige Waldung strahlt von der einen Hangseite her schräg die Sonne. Ein Lichtgezitter greift um Kronen und

Stämme hinein in das dunkle Schattengewoge des Forstes. Und da steht Stamm an Stamm, silberweiß, herrlich schlank und kerzengerade mit dunkler, luftig sich türmender Krone. Das Gezweig zeigt zuweilen einen silberblauen Anhauch, wenn der Wind daran rührt, sodaß es sich hochhebt. Es sind lauter Weißtannen, lauter edle Bäume, die wie Schwestern hier zusammenstehen, hehr und königlich.

Und ich staune über ihren Wuchs und ihr Aussehen, über ihr friedlich frohes Zusammensein, über ihre gute Artung. — Wie kam es, daß sie es so weit brachten, zu so hochragender Herrlichkeit aus stillem Samenkorn, das blind in die Erde fiel? Wer züchtete sie hoch? Wer leitete ihren Wuchs, ihr Aussehen, daß sie nun dastehen, freiragend wie Riesenspeere, deren Schaft eine ungeheure Faust tief in die Erde versenkt hat? War es das Auge des Instinkts oder die Blindheit ihres Wachstums? Jene Blindheit, die tiefer und mächtiger sieht und greift und sich Wege bahnt als tausend Menschenaugen und Menschenhände. Jene Blindheit, die einzig in sich zu bergen scheint: die Freude am Licht, das Streben nach Licht, den Drang nach Licht. — Und zuletzt ist sie sich auch dieses Umstandes nicht mehr bewußt: des Umstandes ihrer Größe? — Welch ein Wunder von Verlorenheit!

*

Größe: was ist Größe anders als ein Sichverlieren an ein Unermeßliches, an ein Unvergängliches, an ein Rätselhaft-Dunkles und Machtvolles! — Ein Sichverlieren, das alles Tun der eigenen Seele noch mit dem Abglanz dieses Unermeßlichen, dieses Unvergänglichen, dieses Rätselhaft-Dunklen und Machtvollen tief verklärt. — Wie steht es nun klar erhellt, daß der Weg zur Größe ein immerwährendes Zurücklassen sein muß, eine immer größere Vereinsamung und Verlassenheit, die als höchste Blüte die Verlorenheit aufweist — jene Verlorenheit, die sich selber in nichts mehr gewahr

wird: also auch nicht mehr der Freundschaft und Liebe, nicht mehr der Freunde und Geliebten gewahr wird. —

Wie da die Seele selbst unermeßlich wird und von allem, was an sie rührt, Gestalt annimmt, sodaß sie bald wie ein Segel, bald wie ein Vogel, bald wie eine Wolke dahintreibt. Oder sie ragt hoch gleichsam als Fels, als Baumwipfel, als Waldung. Und es spielen in ihr seltene Rufe und Stimmen. Und sie wird groß wie ein Gebirge mit Tälern und Flüssen, mit Waldwiesen und frischen Quellen. Die rauschen dann so seltsam und verloren. Und es kommen Träume, lichte, wundersame Träume, linde, süß und inbrünstig flutend wie Wellen der Liebe. —

Die Seele erwacht, staunt, sieht sich um und langsam erstirbt in ihr der Flügelschlag der Verlorenheit. Sie wird sich selber wieder völlig bewußt: ihrer müden und nüchternen Menschennatur. Und sie erschrickt ob ihrer Vereinsamung und Verlassenheit und breitet die Arme aus nach Gemeinsamkeit begehrend und sieht sich stumm nach Freundschaft, nach Liebe um.

Hier setzt der Schmerz für die Größe ein; hier liegen ihre vielen Gefahren; hier begegnet ihre Verlorenheit der Rache der Menschen.

Denn der Sinn der Mehrheit der Menschen geht dahin, schlimme Vergeltung zu üben dafür, daß man ihrer vergessen konnte. Dahin treibt zumeist auch der Sinn der Weiber. Oder welches Weib verstände Größe als Verlorenheit und vertrüge sie billigend? Welches Weib vertrüge sein Zurückbleibenmüssen ohne gekränkt zu sein? Welches Weib wäre groß genug, um gutzuheißen, Zuständen der Größe mehr anzuhangen und nachzuhangen als ihm selber? — Zurückgekehrt aus ihrer Verlorenheit, in einem Zustand von Bedürftigkeit der Menschennatur, sieht sich die nun wieder ganz Mensch gewordene Seele völlig nur auf sich selbst gestellt. Der weite, grenzenlose Raum über sich und

niemanden, keine Menſchenſeele, nichts Vertrautes und Inniges um ſich für die eigene bedürftige Menſchlichkeit! —

Da beginnt etwas wie ein ſchwerer Flügelſchlag ſich zu rühren, der dumpf und ſchwerfällig durch den endloſen Raum eilt, alles in düſteres Grau kleidend: Farben, Formen und Geräuſch. Es iſt die Melancholie. Sie verbleibt im Geleit der Größe. Und immer wenn die Verlorenheit aufhört: das Lichtmeer, das Entzücken, das tiefe Glück, — wenn die Menſchennatur menſchlich bedürftig daſteht, wälzt ſie ſich wie aus Abgründen heran: ſchleppend, tiefgrau, bleiern, wie maſſige, finſtere Nebelung, die allen Glanz verſchlingen will.

Dann befällt die Seele ein Gefühl ſchwer und drückend wie ein Alp. Das Herz ſcheint ſtill zu ſtehen vor lauter Aufhorchen und Hinaushorchen. Alles wird dunkel und grauenhaft. Die große Stille iſt tief unheimlich. Ein Rauſchen dringt von fernher und riecht von fernher wie ein böſer Odem. Es iſt die finſtre Stunde, wo man aus dem Leben fortmöchte, wo man alles Geliebte vom Leben erlöſen und fortnehmen möchte, um als Letzter nachzugehen, als Allerletzter. — —

Dies ſei hier als eine Art Warnungstafel angebracht: ſie *warnt* vor Größe; ſie zeigt zugleich die Kehrſeite des unvergleichlichen Lichtzuſtandes ihrer Verlorenheit.

*

Ein ſpäter Abend dehnt ſich weit über junge Waldung. Hohes, helles Gewölk. Ich ruhe in meiner Hängematte unter den Bäumen. Mir zu Füßen eine Fichte und eine junge Lärche, wie Freundinnen aneinander geſchmiegt. Im Winde ſchaukelt die ſeidengrüne junge Lärchenkrone und zwiſchendurch ſchimmert der weite, weiße Himmel.

In der Ferne über blauen Bergen türmen ſich helle Wolken zuhauf. In der weiten Himmelswölbung wird der Glanz blaſſer und blaſſer. Der Wind wächſt und ſingt und rührt

an die Waldung mit junger Fauſt. Die Baumkronen rauſchen kühl und ſpähen nach verlorenem Schimmer aus. Der Wieſengrund liegt kurz und ſtill. Und in dieſe Stille irrt wie ein Hauch ein Lied, das an Sommerneige mahnen will. — —

Weit hinter den Bergen, tief in den Bergen lauert wohl ſchon der Herbſt? — Ja, ich fühle es: Der Windhauch trägt in Tropfen ſchon Spuren von ihm. Bleich, endlos, in verlorenem Glanze ſpannt ſich der Himmel über mir aus. Eine bleiche Verlorenheit nimmt mich auf.

(Aus „Geläute der Landſchaft", 1906)

Sonnenuntergang am Gardaſee / von Carl Dallago

Rauh und dunkel ragt ein Wall von Schroffen
wie ein Rieſenriff und wehrt dem See;
um die Zacken liegt der Himmel offen.
Lautlos in den blauen blaſſen Bogen
gießt ein Abendrot die Flammenwogen:
kupfern ſpiegelt das Geleucht der See.

Weſtwärts will ein weiter Schimmer reifen,
der die Töne rings zu Liedern ſtimmt,
die wie trunken ums Gehänge ſchweifen.
Goldſchwer von verſchneiten Gipfeln nieder
gleitet roſig ſprühendes Gefieder,
das in abendblauer Flut verſchwimmt.

Tief im Süden ſäumt den Waſſerſpiegel
dunſtumwoben eine Wolkenwand
mit der Abendröte Flammenſiegel.
Bald vom grünen Glaſt der Nacht umfloſſen
zwiſchen finſter ragenden Koloſſen
Well um Welle dunklen Schlummer fand.

(gez. von Max v. Esterle)

Friedensdenkmal für die Valsugana

(Ing. Werkmeister / Victor Emanuel II)

gemeinsam gestiftet vom Tiroler Volksbund und der Lega nazionale

Ein tschechisches Novellenbuch

Fráňa Šrámek: „Flammen". Uebersetzt von Otto Pick
Verlag E. Rowohlt, Leipzig

An den sechs Erzählungen dieses Buches erweist es sich, daß die Tschechen in Fráňa Šrámek einen Dichter von ganz ungewöhnlich hoher Bedeutung haben, deren sie sich anscheinend nicht voll bewußt sind. Was hier an neuen Formulierungen geleistet wird, in Absichtslosigkeit und aus schöpferischem Zwang entstanden, würde in Paris genügen, um letzte Mode zu werden, in Berlin, um innerhalb des Intellektes Schule zu machen und in Wien, um scherzhafte Popularität und witzlose Persiflage zu finden. Šrámek, dessen böhmische Soldatenlieder zu Volksliedern geworden sind, wird in den kritischen Kreisen seiner Heimat — Gruppen, die von Kunstprinzipien regiert sind, aus diesem Grunde also schon eine üble Kritik üben — so lange als tendenziöser Dichter der Not verschrien werden, bis die Fremde auf diese seltene poetische Kraft aufmerksam wird, sie in hohem Maße bewundert und auf diese Weise dem Golde, welches man im eigenen Lande für unedel nahm, zu seinem Werte verhilft.

Die Uebersetzung der Šrámek'schen Prosa ins Deutsche ist von einer anderen Wichtigkeit, als die irgend eines Literaten-Werkes, welches in jedem sprachlichen Gewande die schaufrohe Neugierde befriedigt und immerwieder beweist, daß eine Maschinerie nichts zu verlieren hat, wenn sie Denen hinter der Grenze vorgeführt werden soll. Daß der Uebersetzer Šrámek's das Werk vor der Gefahr zu wahren wußte, der Organismen bei einer solchen Uebertragung ausgesetzt sind, daß er das Werk in seiner neuen Atmosphäre am Leben erhielt und gliederweise sogar aufblühen machte, als wäre es in heimatlicher Erde und Luft, — das beweist seine hohe Eignung für Aufgaben dieser Art, welche Umsicht, Liebe, technische Fertigkeiten, Präzision und eine Bedachtnahme erfordern, wie sie heute aus der Menge derer, die zwischen deutsch und böhmisch vermitteln, in diesem Maße kaum ein Zweiter aufbringt.

Es läßt sich vermuten, daß die Freunde Hamsun's bei Šrámek mit Freude ein Verwandtes finden werden. Und

jene, die unter dem Eindrucke der großen Russen stehen, werden sich auch diesem Slaven ergeben, der — als erster Tscheche vielleicht — Ansätze zu einer Gefühlshoheit zeigt, wie sie jenen ganz menschlichen Dichtern eignet, die einem Volke dann beschieden sind, wenn Gott Feiertag macht und seine Kinder belohnt.

Wie dieser Künstler zu einer erschreckenden Deutlichkeit in der Wiedergabe innerer Gesichte oder bei Schilderungen von Landschaft, Gefühl, Milieu, Gedanken kommt, indem er Vergleiche anstellt, die oft absurd klingen und dem Durchschnittsleser wenig gemäß sein werden, — das nötigt den Glauben an eine Verschmelzung von Poesie und malerischer Darstellung ab, wie sie da und dort auftaucht, aus Mißverständnis abgelehnt und bewundert, und in Männern, wie van Gogh, Munch — von Literaten wären einige zu nennen, jedoch keiner noch scheint endgültig und ausschließlich herzugehören, — vollzogen erscheint. Die sechs Erzählungen dieses Buches sind Gebilde einer Art und das ist es eben, was den Künstler vom Virtuosen unterscheidet. Während es der Ehrgeiz des Technikers bleibt, alle Stile zu beherrschen, — ein Metier, zu dessen Ausübung nur der geborene Journalist befähigt ist, — wird der Künstler Werke und Werte stets nur aus seiner Person schöpfen, aus seiner Eigenart, seinem Stil.

Was nun diese Erzählungen Šrámek's anbelangt, so bleibt zu sagen, daß sie in der Darstellung der oft ganz legendär anmutenden Gestalten immer wieder an Maler erinnern: eine Beobachtung, die nicht individuell beschränkt sein dürfte, da auch Hermann Bahr im Vorworte einen raschen Vergleich mit Munch unternimmt. — Das Einemal wird erzählt, was in und mit einer alten Jungfer vor sich geht („Flammen"). Jammer und Not werden klargelegt, daß selbst die Ahnungslosigkeit mediokrer Weltmannsintelligenz das Grauen lernen könnte. „Tragikomödie" heißt die Geschichte eines alten Fürsten, der bei seiner Umgebung für seine Ideen nur Verständnislosigkeit findet, die sich zu dem Glauben an seine Unzurechnungsfähigkeit befestigt und endlich zum völlig verkehrten Morde erhärtet: der Prolet ersticht den Fürsten, der für wahnsinnig gilt, weil er die Rache des Proletariates an der blutsaugenden Aristo-

kratie mit Freude voraussagte. Eine tragische Satire, zwingend in ihrer Folge von Geschehnissen, aus denen die Gegensätze brechen; es ist gar nichts Gemachtes darin und doch schließt sich alles mechanisch zu dieser Einheit der Gegensätze, die die Satire ausmacht.

„Siehe, ein Mensch . . .!" ist eine Erzählung, die drei Episoden aus dem Leben eines Mannes bringt, und hier sind Keime zu erkennen, die dafür sprechen, daß sich von Šrámek auf dem Gebiete großer epischer Prosa Schönstes erwarten läßt. Zum Lobe dieser letzten Erzählung ist nichts zu sagen. Für ein so edles Werk slavischer Schmerzenskundigkeit möchte man dem Dichter in Tränen seinen Dank aussprechen. — Die Erfahrungen des unehelichen Knaben, dessen Kinderstube eine Waschkammer ist, — mit aller Not und Qual auf die Erlebnisse des Jünglings übertragen, dessen Mädchen Gewalt duldet, um für den gemeinsamen Haushalt Geld zu schaffen, — und die Konsequenz im Erdulden: das Sterben des jungen Mannes im widerwillig mitgemachten Kriege, — das ergibt ein Darstellungs-Trifolium der Lebensmarter, wie es einheitlicher kaum bei Dostojevski zu finden ist.

Dieses Buch wird für viele eine Ueberraschung sein, die gewohnt waren, daß die Uebersetzungen moderner Autoren aus dem Böhmischen bis auf wenige Ausnahmen Hergebrachtes aufwiesen. Hier findet man wieder Neues und Großes und es läßt sich voraussehen, daß der tschechischen Literatur von Šrámek und seiner Generation jene volkstümlichen Säfte zugeführt werden, die lange Zeit hindurch von Injektionen verdrängt schienen, die der allzu empfängliche Leib von der Fremde empfing.

Hans Janowitz

Druckfehler-Berichtigung. Auf Seite 316 des vorhergehenden Heftes muß es zu Beginn des Gedichtes „Nacht" von L. E. Tesar statt „Du schwingst die Hämmer" richtig heißen: „Du schweigst die Hämmer".

III. Literarischer Abend des „Brenner“

Donnerstag, 16. Jänner 1913

halb 8 Uhr abends im kleinen Stadtsaal

VORLESUNG

Karl Kraus

I

JEAN PAUL: „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“

NESTROY: Szenen aus „Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Ueberflüssige“, Posse mit Gesang in zwei Aufzügen

II

FRANK WEDEKIND: „Das Lied vom armen Kind“

KARL KRAUS: Satiren und Glossen

KASSA-ERÖFFNUNG ½7 UHR

Sitzplätze zu K 3.50, 3.—, 2.—, 1.50. - Stehplätze K 1.—
Studentenkarte 60 Heller

Theodor Däubler

In den Neuen Blättern erscheint:

ODE AN ROM

UND

DREI GESÆNGE

Die Neuen Blätter brachten von Däubler:

Im ersten Heft: DER NACHTWANDLER

Im dritten Heft: VOM ALTEN ROM

Als siebtes Heft: SCHNEE

JEDES HEFT IST FÜR 40 PFENNIGE KÄUFLICH

In den nächsten Tagen erscheint:

DIE ODEN

Von dieser neuen Arbeit wird eine einmalige Auflage in einhundertzwanzig Abzügen hergestellt: sie wird mit Ziffern versehen und vom Dichter selbst handschriftlich unterzeichnet

Jeder Abzug kostet in Pappband 10 Mark

VERLAG DER NEUEN BLÆTTER

HELLERAU BEI DRESDEN

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 336/337 (60 Heller.):

Glossen / Notizen /

Herbstzeitlosen oder: Heimkehr der Sieger

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .